

# Wildbader Tagblatt

Amtsblatt und Anzeiger für Wildbad und das obere Enztal.

Nummer 28

Februar 1929

Samstag, den 2. Februar 1929

Februar 1929

64. Jahrgang

## Traum vom Glück

Roman von **Cläre Bekker**  
Copyright by Novitima-Verlag, Berlin SW 61

18. Fortsetzung.

„Sie drohen mir? ... Da setzen Sie mir ja schon, wie recht ich habe ... Ich weiß auch nur zu gut, wie wenig in Ihrer Welt noch die Gesetze der Familie bedeuten. Aber — ich sage Ihnen zum letzten Male: Mag meine Tochter wählen ... Einmal hat sie es ja schon getan. Mag sie das letzte Mal wählen und zeigen, ob sie den Mut hat, das Tischgeschwür zwischen uns zu zerreißen ... Sie haben mein letztes Wort.“

Andree wollte beschwichtigen. Aber sie ließ ihn garnicht mehr zu Worte kommen. Starr und gebietend schritt sie zur Tür hinaus.

Andree war es wie einem Verzweifelten zu Mute. Daß es so kommen werde, hatte er nimmermehr vorausgesehen. Wie ein Geschwätzer verließ er das Haus. Er machte nirgends Station, genau wie auf der Hinfahrt fuhr er, ohne den Wagen halten zu lassen, nach Berlin zurück.

Spät in der Nacht kam er in seiner Wohnung an. Die ungewohnte feierliche Anspannung hatten ihn in einen Zustand der Erregung gebracht. Ruhe fand er in dieser Nacht nicht. Erst nach Stunden des Grübelns ging er in sein Arbeitszimmer hinüber, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb, was er erlebt hatte, an Magda. Instinktiv griff er dann noch nach einem zweiten Bogen und teilte Frau Senalks alles mit, aus welchen Gründen Magdas Mutter ihn abgewiesen hatte.

Als er fertig war, nahm er beide Briefe und verließ das Haus. Er trug sie in den Bahnhofskoffer.

Es war sehr früh, als er seine Wohnung wieder erreichte. Erschöpfung überwältigte ihn jetzt.

Zwei Tage vergingen. Andree lebte unter einem unendlichen Gemütsdruck. Manchmal glaubte er stark geworden zu sein, so daß er Magda auch ohne die Einwilligung der Mutter heiraten könne. Gleich darauf kamen ihm aber wieder Bedenken. Nein, so etwas konnte doch nie und nimmer geschehen. Und Verzweiflung riß von neuem sein Herz hin und her.

Am achten Tag wurde ihm ein Stadttelegramm gebracht. Es war von E. D. Sie teilte ihm darin mit, daß sie im Trübel der Abreise von Baden-Baden seinen Brief nicht hatte beantworten können, daß sie aber inzwischen allesamt in Berlin eingetroffen seien, und daß sie auch Magda nicht von sich gelassen, sondern mitgebracht habe. Er möge anrufen, dann könne man näheres vereinbaren.

Die Ungeduld trieb Andree, E. D. sofort aufzusuchen. Er trat sie zu Hause. Sie empfing ihn in ihrem kleinen Ma Salon, den sie „Seelenkabinett“ nannte, und dessen Fenster in die Stille eines Kurfürstendammgartens lagen. Andrees Gesicht zeigte Spuren innerlicher Kämpfe, so daß E. D. erschrak, als sie ihn so sah. Sie sagte schnell: „Aber Andree, ich werde, wenn Sie es wollen, mit Magdas Mutter reisen. Lassen Sie nur Mut und machen Sie durch Ihre Gesicht nicht Magda auch noch kopfschneidend.“

„Nein, noch nicht ... Glauben Sie denn, daß Sie irgendwie auf Frau am Ende einwirken können?“

„O ja. Ich glaube, mit dieser schrecklichen Dame umgehen zu können. Aber sagen Sie, Andree, hat die Heirat wirklich solche Eile für Sie?“

„Ja. Wenn Fräulein am Ende erst meine Frau ist, soll sie Herrschaften haben, so viel sie sich nur wünscht, aber es ist mir eine beständige Qual, zu wissen, daß sie so weit fremd und allein den Männern gegenüber steht. Da ist zum Beispiel dieser Herr ...“

E. D. hand auf und ging an einen kleinen chinesischen Tisch. Aus einer Weisener Schale nahm sie eine Karte und reichte sie lachend Andree.

„Da sehen Sie ... der Volarerfürst ist hier in Berlin. Heute mittag gab er drei Karten ab, für mich, Magda und meinen Mann.“

„Er ist Fräulein Magda also nachgereist?“

„So scheint es.“

„Witten Sie Fräulein am Ende jetzt hierher? Wir wollen Sie fragen, ob sie mit Ihrer Reise zur Mutter einverstanden ist.“

Frau Senalks verließ das Zimmer und kam kurz darauf mit Magda zurück.

Leicht besangen trat Magda ein. Als Andree ihr bei der Begrüßung die Hand küßte, wurde sie rot. Sie sagte ihm aber, und als sie Platz genommen hatte, sagte sie leise, aber doch auf ihr Ziel aufbauend: „Ich weiß, Mutter wird nie nachgeben. Deshalb bin ich ja lange schon so unglücklich. Ich weiß wirklich gar nicht, was mit mir werden soll.“

Frau Senalks rückte zu ihr, legte den Arm um ihre Taille und sagte:

„Soll ich zu deiner Mutter reisen, Schatz? Ich glaube, ich kriege sie herum.“

Ungeduldig schaute Magda auf.

„Du?“

„Ja, ich glaube wohl, wenn du willst, reise ich morgen.“

„Fräulein Magda“, mischte sich Andree dazwischen, „wir müssen alles versuchen, vielleicht gelingt es Frau E. D., als Frau zur Frau, ihre Mutter umzustimmen.“

„Ja, wenn du glaubst ...“ wendete Magda ein.

„Run gut, mein Kindchen, ich reise morgen früh. Wir wollen deiner Mutter meine Ankunft melden, ja?“ Wie

Die schönsten Mäntel zu billigsten Preisen bei **KRÜGER & WOLFF, Pforzheim**

ein Wiesel verließ sie das Zimmer. Andree stand mit bleichem Gesicht einige Schritte von Magda und sah sie an.

„Magdalena, ist es noch immer Ihr Wille, meine Frau zu werden? Ich frage nochmals, weil ich gerührt sein möchte, für die Kämpfe, die vielleicht kommen mögen.“

„Ja.“

Leise zitternd klang das Wort durch den Raum.

Da, noch ehe es verhallt war, hatte Andree Magda zum ersten Male in seine Arme gezogen. Für kurze Sekunden nur hielt er sie mit seinen Armen umschlossen. Sie aber hatte ihr Gesicht an seiner Schulter verreckt, so daß der Ausdruck darin nicht zu sehen war.

Am nächsten Tage sah E. D. Frau am Ende gegenüber. Ganz lebenswärtiger Gestalt war E. D. Frau am Ende mit schmeichlerischer Anmut entgegengesommen. Gleich, als sie aus dem Auto gesprungen war, hatte sie Frau Elisabeths Hand gefaßt und ihr offen und freudig in die Augen blickend, gesagt:

„Vom Reifehaus muß ich mich nur trennen, gnädige Frau, wollen Sie mir dann gleich eine Unterredung unter vier Augen gestatten? Es handelt sich um Magda.“

Sie hatte dazu geantwortet, den Kopf ein wenig auf die Seite gelegt und ein bekümmertes Gesicht gemacht. Frau Elisabeth, die Magda trotz allem wie jedes andere ihrer Kinder liebte, erschrak und nickte mit dem Kopfe.

Eine halbe Stunde später saßen sich beide Damen in Frau am Endes Zimmer gegenüber. Es war ein kleiner heller Raum mit alten, blanken Mahagonimöbeln aus der Kaiserzeit, an den Wänden; man sah köstliche und kostbare Porzellanstücke und allerlei kleine Gegenstände. Die Sessel trugen grünen Sammet und hatten weitausladende Lehnen. Zwei marmorne Vasen und allerlei altschöner Gruppen zeugten von der Wohlhabenheit, und auch von dem Kunstsinne der Vorfahren.

„Ja, gnädige Frau“, begann E. D., „wie ich hörte, verzehe gern Sie Herrn Andree Magdas Hand. Warum tun Sie das, gnädige Frau?“

Als sie bemerkte, daß Frau Elisabeths Gesicht rot wurde und ein abweisender Zug darüber lief, griff sie geschwind nach ihrer Hand:

„Nicht das, gnädige Frau, ich frage ja nur aus Besorgnis, als wahre Freundin Ihres Hauses. Ich muß Ihre Gründe kennen. Als Freundin Ihrer Tochter habe ich auf Magdas Seite. Aber ich schäme und liebe Sie, gnädige Frau; es liegt im allseitigen Interesse, wenn jemand vermittelnd eingreift. Denn so, wie jetzt die Dinge liegen, kann nichts Gutes daraus werden.“

Frau Elisabeth sah gerade aus. Es war in ihrem Gesicht zu lesen, wie schwer es ihr wurde, zu dieser jungen Frau zu sprechen. Mit Anstrengung öffnete sie endlich ihre Lippen und sagte:

„Magdalena hat einen guten Kern, aber die Moral der Großstadt verdirbt sie nicht ... Das ist der Grund meiner Weigerung, und dabei bleibe ich.“

Deutlich küßte E. D. eine Mahnung aus Frau am Endes Worten; das, was sie da hörte, war für sie schrecklicher Anblick einer von Vorurteilen befangenen altmodischen Dame. Sie warf Frau Elisabeth einen Seitenblick zu, und sagte:

„Wie, wenn alle Ihre Vorurteile aber bereits zu spät käme, gnädige Frau?“

„Ja, spät, warum?“

„Run, wenn eine viel größere Gefahr als Andree da wäre?“

„Wie soll ich das verstehen?“

E. D. schlang die Arme um ihre hochgezogenen Ante.

„Ein Rumäne verfolgt Magda mit seiner Leidenschaft. Er soll Fürst sein und fürkliche Reichümer besitzen. Er ist Besitzer mehrerer Petroleumquellen. Wenn Sie Magda nun die Einwilligung zur Heirat mit Andree nicht geben, gnädige Frau, gutwillig wird sie hierher nicht wieder zurückkehren. Was soll aber aus ihr werden, wenn Sie sie so gefährlichen Einflüssen wie denen eines bolschewistischen Fürsten ausliefern?“

Ungläubig, aber mit einer zitternden Furcht in den Augen sah Frau am Ende groß in E. D.s Gesicht, lange, forschend. Frau Senalks suchte nicht mit der Wimper als sie fortfuhr:

„Das ist der Grund meines Hierseins, gnädige Frau. Magda ist in der größten Gefahr. Wie, wenn ich Ihnen eines Tages mitteilen müßte, daß sie verschwunden ist?“

Wie geschüttelt stand Frau Elisabeth auf. Ein Krampf, den sie nur mit größter Mühe unterdrückte, wollte ihr das Kinn herunterziehen. Sie griff an ihre Schläfen.

„Gott, mein Gott!“ Das Gebärde ihres Lebens brach zusammen. Schände? Ein Kind aus ihrem Vute und — leichtsinnig? ...? Aufseher dem Varnbedürfnis untertan? Ein Erbe aus dem Vute des Vaters! ...

E. D. sah die Wirkung ihrer Worte und fügte mit trauerndem Tonfall hinzu:

„Gnädige Frau, ich sage Ihnen das Bestmögliche. Als wirkliche, wahre Freundin rate ich Ihnen: geben Sie Magda Andree. Sie retten sie dadurch. Und Andree ist ein ehrenwerter, und tüchtiger Mann. Er ist reich ...“

**I. Hypotheken zu 8% Zins**  
Nachhypotheken zu kulantesten Bedingungen in Beträgen von 1000 M aufwärts bei höchster und rascher Auszahlung durch **Alber & Co. Stuttgart** Friedrichstraße 29  
Telephon 221 48/49  
NB. Vorlage der amtlichen Schätzung ist erforderlich.

„Nein! Ich lasse mir meine Zusage nicht erpressen!“ Frau Elisabeth wollte es schreien, aber jeder Laut blieb in ihrer Kehle.

Sie brach in ihrem Sessel zusammen. Im stummen Drängen sah sie da. Als sie endlich wieder aufblickte, reichte sie E. D. die Hand hin und sagte:

„Ich muß glauben, was Sie mir erzählen. Ich fühle mich geschlagen. Auf Ihrer Beihaltshilfe verbindend kann ich Magda nicht. Aber ich muß mich mit mir zu Räte geben. Morgen, bevor Sie reisen, werde ich Ihnen meine Antwort geben.“

E. D. erwiderte E. D.:

„Nein, gnädige Frau, ich weiß ja nicht, was in Berlin in meiner Abwesenheit geschieht. Entschließen Sie sich. Ich möchte am liebsten jetzt sofort wieder zurückreisen.“

Sie umschlang Frau Elisabeth und freischelte und küßte ihre ermatteten Hände.

Frau am Ende kämpfte einen schweren Kampf. Es war ihr, als ob sich der Erdboden, auf dem sie stand, bewegte, als ob Gift in ihre Blut geträufelt würde, das Tropfen um Tropfen ihres Lebens aufzehrte und langsam verbrannt.

„Run gut“, sagte sie schweratmend, „ich will mich bedenken.“

Als Frau Senalks zwei Stunden später abfuhr hatte sie die Einwilligung zur Verlobung Magdas mit Andree erhalten.

Ein wider Triumph brannte in ihrem Innern. Als sie beim Abschied Frau am Ende umarmte, konnte sie nur mühsam ihre wahren Gefühle unterdrücken. Der Gedanke, daß sie durchgesetzt und erreicht hatte, was seinem gelungen war, beaufachte sie.

An die Mittel, die sie angewandt, dachte sie nicht. Ihrer war der Sieg; das blieb die Hauptfrage.

Mit harrem, bleichem Gesicht und niedergeschlagenen Augen sagte Frau Elisabeth, als sie mit ihrem Schwager und Eva zu Abend gegessen hatten:

„Frau Senalks ist gleich wieder abgefahren, weil sie Magda und ... diesem Herrn Andree meine Einwilligung zu ihrer Verlobung so schnell als möglich bringen wollte.“

E. D. am Ende fiel bei dieser Mitteilung die Bizarre aus der Hand; dann lag ein heller, überaus freudiger Blick zu seiner Schwägerin hinüber. Und Eva jubelte:

„Magda brant! Ach Gott, wie schön!“ Sie lief zur Mutter hin, und als ihre kleinen, zarten Hände die Wangen der Mutter freischelten, brach der starke Gram in Frau Elisabeth. Sie zog Eva an sich und flüsterte:

„Run bleib du mir noch allein, Eveskindchen. Bleib du nur der Deimat treu, wie du mir versprochen hast. Bleibe ihr treu, nur dadurch kannst du mir deine Kindesliebe bezegnen.“

Eva schmeigte sich kumm an die Mutter, und eine kleine Weile meinten beide aus dem Übermaß ihrer Gefühle heraus.

Frau Senalks brachte mit der Einwilligung zur Verlobung gleichzeitig die Nachricht mit, daß Magda umgehend zur Mutter zurückkehren müsse. Frau Elisabeth wollte jedes Aufsehen vermeiden und die Hochzeit in der bestmöglichen Art ausrichten. Kein fernstehender Mensch in der Deimat sollte ahnen, wie wenig sie mit der Wahl ihrer ältesten Tochter einverstanden sei.

Alles das war ganz nach Andrees Sinn. Jetzt, nachdem der heißeste Wunsch seines Lebens Erfüllung werden sollte, fand er auch seine Ruhe wieder. Es bedrückte ihn nur, daß er gemissermaßen Frau Senalks sein Glück zu verbanken habe. Mittelhaft war ihm, durch welches Hausmittel sie es fertig gebracht hatte, Frau am Ende zu bezwingen.

Aber zum Grübeln blieb wenig Zeit. Sein Gefühl gebot ihm, einen Brief an Magdas Mutter zu schreiben, in dem er ihr dankte, seine Verbältnisse klar legte und zuletzt die Versicherung gab, daß er Magda sein Leben lang auf Händen tragen werde. Er meldete Magdas Ankunft und zugleich, daß er sie begleiten würde.

Mit apathischem Gesicht nahm Frau am Ende alles hin. Durch das, was auf sie eingebracht war, fühlte sie sich wehrlos geworden. Magdas Heirat empfand sie so, als ob man aus einem sicheren Fundament heraus einen Stein bricht, der, wenn sein Fallen auch zu verheimlichen ist, doch die Festigkeit des Baugrundes erschüttert. Ihr Lebensnerv hatte in Wahrheit eine tief klaffende Wunde erlitten. Diese schmerzte und brannte immer, und da sie durch nichts zu heilen war, bestäubte sie sich mit Groll und Bitterkeit.

Nach einmal hatte sie eine Aussprache mit Andree. Trotz der eiligen Haltung, die sie ihm gegenüber auch jetzt noch aufrecht erhielt, gab sie Andree aber doch zu hören, daß sie litt. Da sagte er, um ihr einen Beweis seiner aufrichtigen Liebe zu Magda zu geben:

„Ich suche keine Wohlhabend; Frau, geben Sie mir Magda ohne Mitgift! Ich liebe Sie und meine Liebe allein war bei meiner Wahl ausschlaggebend.“

Aber diese gutgemeinten Worte verletzten Frau Elisabeths Stolz nur noch tiefer.

„Meine Tochter ist keine Bettlerin“, gab sie schroff zur Antwort. „Was ihr von ihrem Vater zukommt, erhält sie am Besche tetra.“

## Klagen und Jammer: Tag und Nacht

Ein Chemiker schreibt uns: „Selbst wenn man eine ganze Menge Mittel einnimmt, ist es ein ganz anderer Mensch, der sich erst besser aus, kann schlafen, essen und wieder gut schlafen. Früher habe ich nichts als Klagen und Jammer Tag und Nacht. Ich mußte ja in den Garten hinaus tragen, heute wascht, bügelt und pumpt sie tagelang. Gott lob und Dank!“ Die Frau hat den Spezialfall Wäsche und die Heilung, was angeordnet. Sie senden: 8 Rg. Heilung innerl. Nr. 4 1/2, 5 Rg. äußere. Nr. 4, 1/2, 5 Rg. äußere. Heilung Nr. 1, 80, Porto extra. Durch mit Heilungsrufen kostenlos. **Schweizerischer Heilungsrufverband** Luzern, St. Gallen, St. Gallenstraße 17.

**Patentbüro** Tel. 286 26 (25jähr. Praxis) **Stuttgart, Königstraße 1 Koch & Bauer**

**Maubeerpflanzen verschult** mit Anleitung zum erfolgreichen Seidenbau liefert **Schwäbischer Seidenbau, J. ROHRER, Dettingen-Heidenheim (Württbg.)**

## Pflege die Wäsche!

Wasch mit **Persil!**

Die Persil-Wäsche ist der Inbegriff neuzeitlicher Wäschepflege

## Kauffmanns Klostersenf unübertroffen!

## Technikum Konstanz

Ingenieurschule für Maschinenbau und Elektrotechnik, Flugzeugbau und Automobilbau.

## Neuaufnahmen

Die Schulleitung der Stuttgarter kaufm. Fachschule **H. Zepfches Institut Stuttgart** (Telefon 221 70) Postfach 17 **ZEPF** Sonderkurse für freie Vorträge und Redekunst **Schillerplatz** Württemberg 6/8 - Leitung Frau Prof. Heilich

zum Aufsuchen der Möbel und allem Uebri- gen fuhr der Onkel mit Magda wiederholt nach Berlin. Da ein vor Jahren verstorbenen Onkel Magda eine beträchtliche Summe in Dollars vererbt hatte, mit der Bestimmung, ihre Aussteuer zu beschaffen, brauchte am Geld nicht gespart zu werden und bald hatte man alle Befehle in einigen Wochen gemacht.

Andree hatte im Grunewald eine Villa gekauft. Unter den vielen, die angeboten wurden, hatte er das Glück, eine unmittelbar am See zu finden. Sie war groß, von schönem englischen Landhausstil, und fand, was ihm die Hauptsache war, in einem großen Park.

Auch Magda beschrieb ihre zukünftige Wohnung un- gemein. Als sie mit dem Onkel wieder nach Hause zurück- kam, geboten durch die zärtliche Fürsorge, mit der Andree sie umgeben hatte, verbrachte sie ihre Mutter gegenüber zum ersten Mal den alten Ton anzuschlagen.

„Du sollst leben, Mutter, daß mein zukünftiges Heim dir gefallen wird.“

„Alles Neuherr ist dir ja bei dieser Wahl die Haupt- sache gewesen.“ Schüttelte ihr die Mutter das Wort ab und ging aus dem Zimmer.

Die Geschwister freuten sich über Magdas Glück. Magda, die sich fast noch mehr als früher von der Mutter un- gerecht behandelt fühlte, nahm ihr kaltes Wesen wieder an; mit allen nötigen Fragen ging sie zum Onkel. Er war es denn, der alles mit ihr beriet und auch besorgte, was eigentlich die Mutter hätte tun sollen.

So verbrachten acht Wochen, und dann war der Hochzeit- tag da. Magda litt zwar unter der Kälte der Mutter, allein die Freude, bald nach Berlin zu kommen, wo sie in der Gesellschaft eine Rolle spielen, und wo es des Ansehens und Interessanten in Häufe geben würde, ließ ihr Blut doch leicht und warm pulsieren.

Nicht sonderlich innerlich bewegt, wohl aber strahlen- der und schöner als je, fand sie im Myrtenkranz und Schleier. Auch Andree in seiner ersten, hässlichen Männ- lichkeit erregte Aufmerksamkeit; mit Bewunderung sah die Gäste das schöne hässliche Paar, und keiner unter ihnen fand es sonderbar, daß Magda eine so glänzende Heirat machte.

Nur Frau am Ende des Es schmolz auch an diesem Tage nicht. Was war ihr Geld und Gut, Schönheit und Glanz? Sollte sie Magda in das einfache Landhaus eines Mannes geleiten können, wo die Pflichten klar, klar die angestam- meten Tugenden, und wo der Lebenslauf zu übersehen war, wäre ihr Herz ruhig und zufriedener gewesen. So aber? Schwere Aengste und Wahnungen zerrissen am Trautage ihr Herz, mehr denn jemals zuvor.

Selbst als sich Magda nach dem Trauungsakt in ihre Arme warf, die Augen voller Tränen und sich innig an sie schmiegend, da hielt Frau Elisabeth sich gerade, und ihre Augen blieben trockenlos. Auch beim Abschied aus dem Helmthaus wiederholte sich dasselbe: Magda weinte, durch die Erregung der Stunde und durch innerliche Gefühle aufgewühlt, Frau Elisabeth blieb äußerlich ruhig.

Als der Wagen mit Magda und ihrem Schwiegersohn dann aber vom Hofe gerollt war, da fand sie lange wie betäubt, die Hände eingekrampt in der Gardine des Fensters, die Wangen bleich und die Augen brennend. Ihr Gewissen ordnete sie, und ihre Herzqual war groß. Wie ein Gebet, wie ein Gebet rang es sich schließlich über ihre trockenen Lippen:

„Wenn ich mit ihr erstes Kind bringen, dann . . . ja, dann will ich mich wieder zu Ihnen bekennen! Alles soll ihr dann vergehen und vergeben sein.“

#### XIV.

##### Magda am Ende als glückliche junge Frau.

Als ein neuer, verwandter Mensch, kam Magda von ihrer Hochzeitsreise zurück. Das Schöne hatte sie in der Zeit genossen. Andree gab es ihr, wie man einer jungen Königin hübsigende Bekhümer zu Füßen legt. Und schnell hatte Magda sich in diese ästhetisch neue Art des Lebens gefunden. Luxus und Schönheit umgaben sie. Andree betete sie an, er hing an ihren Augen und trug sie in Wahrheit des Wortes auf Händen.

Alles war für Magda Geiselt. Auch die Zärtlich- keiten, der ganze Reichtum an Liebe in ihrer jungen Ehe. Andrees Herz verschwandete sich an seiner jungen Frau, und Dank erfüllte ihm mit jedem neuen Tag stärker; alle Freuden, die höchste Wonne seines Lebens gab ihm sein junges Weib.

Als Magda schon in ihrer Villa im Grunewald war und doch Tage verstreichen ließ, ohne daß sie sich bei Eddy Senallfo meldete, schmollte diese. Ungebuldig hatte sie in der ganzen Zeit auf ein Zeichen von Magda ge- wartet. Endlich, da sie es gar nicht mehr ausbalden konnte, fuhr sie zu ihr. Mit einem Schrei stürzte Eddy sich auf sie, umarmte sie in höchster Zärtlichkeit und küßte sie. Magda in ihrer jungen Frauenwürde lächelte und sagte auf Eddys Bormwürde:

„Unser Haus soll schön sein, wenn wir Gäste empfangen. Da gibt es eben noch einzurichten. Und dann müssen wir uns selbst auch erst einleben, deshalb schweig ich.“

Tiefer lächelnd und dabei erlaubend fuhr sie fort: „Aber demnachst wollen wir zum erstenmal Gäste bei uns haben. Ihr und deine Eltern sollen die ersten sein, die zu uns kommen.“

Eddy hielt Magdas Hände und erzählte in einem Sturz von Worten und mit heißströmendem Atem von Besen und Theatern, die bereits begonnen hätten. Sie nannte Leute, die so luxuriöse Gesellschaften gaben, daß eine Einladung zu ihnen einer Sensation gleich komme. Namen von Diplomaten, Bankiers, von Prinzessinnen, Theaterarabien und Tänzern wirbelten durcheinander. Da- nach kamen die großen Modedäuler. Inhaberinnen dieser „Salons“ erwähnte sie mit Wichtigkeit und Betonung, wie andere Menschen von dem Wert und der Schönheit eines Kunstwerkes reden.

Und Magda hörte gespannt zu. Diese Welt, die Eddy ihr da schilderte, sollte nun auch die ihre werden. Ja, schön sollte das Leben werden, schön und unterhaltend! Alle ihre Sinne lebten nach Genuß, und jetzt war der Augenblick gekommen, in dem sie die Arme weit aus- einanderbreitete, um in ein Meer von Lust und Freude ganz und gar unterzutauchen.

„Willst du mich bei deiner Modistin einführen?“ fragte sie. „Aber sagte schon, daß ich mich nach der Mode umsehen möchte.“

Eddy war bereit, gleich am Nachmittag überall mit ihr hinzufahren, wo Nichtigkeiten ein Vermögen kosteten. Aber Magda sagte:

„Nein, nicht heute, Eddy. Ich kann jetzt nicht so ein- fach davonlaufen, ich habe ja . . . einen Mann.“

Eddy lächelte auf. Und dann sah sie Magda so unverhüllt neugierig, so sich erinnernd, tzierend und feststellend an, daß Magda über und über rot wurde und verlegen zu Boden sah.

„Schämen.“ . . . sagte sie, „wirklich, ich vergaß in der Wiedersehensfreude ganz und gar, daß du heute Frau Andree heißt. Nun, wie ist dir zumute, nachdem deine Wünsche nun erfüllt sind?“ Aber sie wartete nicht auf Magdas Antwort, sondern sprach mit ihren quickigen Gedanken so leicht weiter: „Du, Schatz, jetzt erst beginnt dein Leben!“ rief sie.

Sie umarmte Magda und flüsterte: „Und wir beide wollen zusammenhalten, nicht? Wir wollen uns das Leben so schön gestalten. . . . Wo trifft man übrigens deinen Mann jetzt, ich würde ihn gern anrufen?“

„Ich weiß nicht recht. Er hat um diese Zeit geschäftliche Unterredungen. Wir speisen erst um drei Uhr.“

„Na, dann laß wohl, Liebling.“

Magda begleitete Eddy hinaus, blieb dann auf der

Treppe stehen und winkte ihr nach, die in ihr Auto stieg und davonfuhr.

Als Eddy von ihrem Besuch bei Magda nach Hause kam, fand sie Fürst Alexis Joan Gsita in dem kleinen Villa-Salon ihrer barren.

Der Fürst, der Magdas wegen nach Berlin gekommen war, verkehrte jetzt fast täglich bei Senallfo. Seine Ent- scheidung über Magdas schnelle Heirat war zuerst grenzen- los gewesen; er erzählte aber, daß das Berliner Leben ihn feile, und nun machte er Eddy in einer eigenartigen, ganz und gar zweifelndigen Art den Hof. Er schickte ihr an einem Tage die schönsten und kostbarsten Blumen, behandelte sie aber oft, besonders wenn sie ihn allein empfing, schüchtern, ja fast verächtlich.

Mit seinem harten Französisch redete er auf sie bei ihrem Eintritt ein. Ob sie denn vergessen habe, daß sie verabredet hätten, zusammen in der Stadt zu frühstücken? Eddy lächelte ihn mit einer halb frivolen, halb kind- lichen Art an. Mit spitzem Munde, kokett und geziert sagte sie:

„Sachsa, raten Sie, wo ich herkomme?“

Der Fürst verzog wie gelacht; mit einer nicht- baren Spannung in den Augen erwiderte er:

„Wie soll ich das wissen? . . . oder — ist's möglich? Ist vielleicht Ihre Freundin wieder hier? . . . mit ihrem Gatten . . . Mit diesem . . . diesem . . .“

„Andree, half Eddy. „Ja, meine Freundin ist jetzt Frau Andree, und sie sind gerade von ihrer Hochzeitsreise zurückgekommen. Sie möchten sie nur sehen, meine Freundin, Fürst . . . Schön ist sie geworden, diese Frau! Geradezu verblüfft war ich, als ich sie wieder sah.“

Der Fürst warf sich in seinem Sessel herum, bohrte die Augen in eine Ecke und flüsterte:

„Wie wäre ich Ihnen dankbar gewesen, Frau Eddy, wenn Sie diese Heirat verhindert hätten! Nie hatte ich eine so junge Schönheit gesehen. Ich liebte sie gleich beim ersten Sehen und . . .“

„Sie wollten meine Freundin heiraten, Sachsa?“

„Heiraten? . . . Nein . . . nicht doch . . . Welch Wort! Aber . . . mein halbes Vermögen würde ich ihr geopfert haben . . .“

Eddy pfiff durch die Zähne, mit einer spöttischen Hinter- hältigkeit im Tone sagte sie:

„Ach, so war Ihre Liebe gemeint? . . . Dann hatte ich ja tatsächlich recht, als ich damals Magdas Mutter mit Ihnen drohte.“

Sie sah belustigt mit ihren leicht glühenden Augen auf den Fürsten, blähte die Nasenflügel, hob und be- wegte sie dabei in Bitterung. Der Fürst, der nicht wußte, was er aus ihrem Spiel machen sollte, und der sich auch ärgerte, seine Wünsche so deutlich verraten zu haben, suchte seine gewöhnliche, maskenbaste Haltung einzunehmen. Aber da scherte Frau Senallfo aus. Sie warf sich in ihren Sessel zurück, schlug sich leicht mit der flachen Hand gegen die Stirn, sah zum Fürsten hin und fragte in einem Ton, den sie einer Schauspielerin abgelauscht haben mochte:

„Und eine — verheiratete Frau hat keinerlei Reiz für Sie, Sachsa?“

Der Fürst blieb bewegungslos im Sessel liegen und starrte sie an. Da brach sie los:

„Ach, ihr Männer . . . Ihr Männer seid doch alle wie die Kinder! Selbst Sie, Sachsa, der ich rühme, die Frauen aller Länder zu kennen. Und Sie sollten nicht wissen, daß eine junge Frau tausendmal begehrenswerter ist als jedes Mädchen? . . . Na, ich bin ja gespannt, was Sie sagen werden, wenn Sie meine Freundin wiedersehen . . .“

Der Fürst, der durch Frau Senallfos Worte eine neue Perspektive erblickte, unterbrach ihr provozierendes Geschwätz:

„Wann ist die Tausendfache bei Ihnen, Frau Eddy?“

Er stand dicht bei ihr, sah mit verschleierte Augen auf sie nieder, nahm ihre Hand und küßte sie.

**DIALON - Puder bewahrt  
Ihren Liebling vor Wundsein.**

### Politische Wochenchau

Zehn Milliarden Reichsausgaben für 1929! 1924 waren es 7,7, 1925: 8,1, 1926: 8,9, 1927: 9,1 und nun gehen wir über die Schwelle der ersten Milliarde. Das ist auch ein Fortschritt, aber ein recht zweifelhafter. Natürlich steigen auch die Steuern, während in unsern Nachbarländern England und Schweden sie abgebaut werden. Und mit diesen 10 Milliarden ist noch lange nicht Schluss. Zu ihnen kommen noch 12 Milliarden andere öffentliche Ausgaben, nämlich die der Länder, Gemeinden, Tributenbehörden und der Sozialversicherungsträger. Macht zusammen 22 Milliarden für das Jahr. Das sind bei einem Volkseinkommen von 55 Milliarden rund 40 Prozent.

Hoffentlich nimmt sich dies der Tributausseh, dessen Mitglieder nun glücklich ernant sind und der Mitte Februar seine Sitzungen in Paris beginnt, zu Herzen. Auch das andere, daß wir am 15. Januar 2 029 000 unterfüßte Arbeitslose, 327 000 (gl. 19 v. h.) mehr als vierzehn Tage vorher hatten, ungerechnet die Hauptunterstützten in der Sonderfürsorge bei berufsbüchlicher Arbeitslosigkeit (sog. „Saisonarbeiter“) und rund 138 000 Unterstützungsempfänger in der Krisenfürsorge.

Das sind Zahlen, die zu denken geben. Kein Wunder, wenn Reichsminister A. D. Schiele, der erste Präsident des Reichslandbunds, am letzten Montag bei dessen Tagung im Großen Schauspielhaus in Berlin fragte: „Ist die ausgesprochene Kollage von über 14 Millionen in der Landwirtschaft tätigen Personen, ist das Anwachsen der Arbeitslosigkeit, die schon heute 2 Millionen Hauptunter- stützungsempfänger, im ganzen 4 Millionen Menschen um- faßt, das Kennzeichen einer Blüte?“ Mit Recht hat deshalb auch die bedeutsame Entschlebung des Reichslandbunds den schönfärberischen Bericht Parker Gilberts abgelehnt und vielmehr darauf hingewiesen, daß unsere Dawesleistungen nicht aus Exportüberschüssen (1928 hatten wir wieder einen Einfuhrüberschuss von 1,8 Milliarden), sondern „nur durch Auslandskredite und aus der Substanz ermöglcht“ wurden. Die Vertreterversammlung des Reichslandbunds gibt einmütig der Ansicht Ausdruck, daß auf Grund der bis- herigen Gesamtleistungen Deutschlands, wie auch angehts seiner Leistungsfähigkeit, eine weitere Zahlungsverpflich- tung für uns nicht mehr besteht.

Freilich, so etwas ist tauben Ohren gepredigt. Poin- caré, aber auch die anderen verantwortlichen Staatsmän- ner der Siegerstaaten, wollen von einem Nachsch nichts wissen. Belgien beispielsweise verlangt allein für sich sechs Milliarden. Daher „läßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet“, hat Dante lemerzeit über die Pforte der Hölle geschrieben. Paris ist auch so etwas, wenigstens für deutsche Hoffnungen.

Ähnlich steht es mit der schönen Hoffnung auf Ab- rüstung und Völkerriede. Zurzeit macht der Kelloggspakt die Runde unter den Staaten unserer lieben Mutter Erde. Man hat aber den Eindruck, nament-

lich nachdem Frankreich, Italien und selbst Ame- rika ihre Flotte ganz gewaltig vermehren, daß es sich um einen Karnevalscherz handelt. Jedenfalls hat Professor A. H. Morgan, Lehrer des Völkerrechts an der Univer- sität London, nicht so ganz unrecht, wenn er behauptet: In diesem Fall sei es nicht die geringe Zahl von Unterchriften, die den Pakt wertlos machen, sondern die Tatsache, daß die zahlreichen zur Unterchrift bereiten Nationen eine ein- ander entgegengesetzte Politik treiben. Der Pakt sei wert- los, da er keinerlei militärische oder wirtschaftliche Straf- androhung enthalte. Von amerikanischer Seite sei erklärt worden, daß der Kelloggspakt nur eine höfliche Geste, ein „internationaler Kuß“ sei. Anderwärts liest man, es sei das drittemal, daß die Vereinigten Staaten einen „poli- tischen Postard“, den sie später verleugnen, auf der Schwelle Europas ablegen: den Weltgerichtshof, den Völkerbund und jetzt den Kriegsgerichtshof.

Daß man draußen in der Welt im Notfall — oder auch wenn kein zwingender Grund vorliegt — sich herzlich wenig um internationale Abmachungen, ja sogar um die Völker- bundscharta kümmert, beweist Englands afrikanische Politik. Artikel 22 der Satzung sagt klipp und klar: Die Vormundschaft (über unsere geraubten Kolonien) hätten England, Frankreich und wie alle die „Mandatare“ heißen, „als Beauftragte des Bundes und in dessen Namen zu führen.“ Daher die Bestellung einer ständigen Kom- mission im Völkerbund, zu der übrigens auch Deutschland seit drei Jahren gehört, und die die Jahresberichte der beauftragten Mächte entgegenzunehmen und zu prüfen hat.

Aber was tut England? Sein Kolonialminister Amer y hat einen Ausschuss (Hilton-Young) nach Afrika entsandt, um an Ort und Stelle „rufen zu lassen, wie unter ehe- maliges Deutsch-Ostafrika, jetzt Tanganjika genannt, am besten mit den anderen englischen Kolonien Uganda, Kenya und Rhodesia vereinigt werden könne. Nun sind die Herren des Ausschusses wieder zu Hause und haben über diese Frage ein Blaubuch vorgelegt. Eine „Annexion“ wagten sie doch nicht vorzuschlagen. Die scharfen deutschen Pro- teste haben doch etwas gefruchtet. Die Zeit für eine grund- legende und plötzliche Veränderung sei noch nicht da. Erst müßten einige vermittelnde Maßnahmen (z. B. Einsetzen eines Kommissars), den Weg zu einem engeren Zusammen- schluß ebnen“. Mit anderen Worten: es kommt schon noch so weit, nur jetzt ist die Zeit dafür noch nicht reif. Und dabei handelt es sich um unsere ausichtsreichste Kolonie, die deutscher Fleisch zu einer allgemein, auch von England anerkannten hohen wirtschaftlichen Blüte gebracht hat. Wie- der einmal darf jemand ernten, wo er nicht gesät hat.

Aus Moskau kommt die Meldung, daß bis zum 1. Oktober 1933 in allen staatlichen, kommunalen und pri- vaten Unternehmungen der Sowjetunion der Sieben- stundentag eingeführt werden soll. Manzeff, der Vorsitzende des Kommunistischen Zentralausschusses, begrün- dete die Maßnahme folgendermaßen: „Der Siebenstundentag ist in erster Linie eine Lösung für den Kampf der Ar- beiterklasse. Durch seine tatsächliche praktische Durchführung werden wir zweifellos große Sympathien bei dem gesam- ten Proletariat des Westens ernten.“

Als ein Propagandamittel, weniger eine Maßnahme sozialer W. Macht! Tatsächlich wird, wie es in einer Mit- teilung des Organs der kommunistischen Jugendverbände vom 5. Januar 1928 heißt, (im Donez-Bassin) „eine der Haupterrungenschaften der Oktoberrevolution — der Acht- stundentag — schon sieben Jahre lang mit Füßen getreten“. Uebrigens ist mit dem Beschluß Stalins, daß der Sieben- stundentag allgemein eingeführt werden soll, nicht nur eine gewaltige Geldausgabe (jährlich 500 Millionen Rubel) ver- bunden, sondern seinem Gegner Trotzki für dessen Agi- tation ein gutes Stück Wasser abgegraben worden. Von Trotzki selbst wurde gemeldet, er sei seiner Verbannung in Alma Ata entflohen. Das scheint aber nicht zu stimmen. Der Verbannete hat auch keinen Grund dazu. Er hat's noch viel angenehmer als die „Lebenslänglichen“ in Sonnen- burg. Begleitet von seiner Frau, seinem Sohne, einer Sek- retärin und seinen Jagdhunden führt er in der Hauptstadt Kosakstans ein ganz angenehmes Dasein. — Neueren Nach- richten zufolge soll er jedoch bereits in Konstantinopel sein.

In Afghanistan — um zu schließen — geht alles drun- ter und drüber. Aman u l l a h s Bruder hat nur drei Tage die Würde eines Königs besessen. Aman Allah gewinnt mit jedem Tag an Anhang. Es ist anzunehmen, daß er bald wieder die Macht in seinem Staat erlangt. Dann schließt sich eine Episode, die in der Welt viel Aufsehen erregt hat, über deren Ausgang aber England am wenigsten erfreut sein dürfte. Uns Deutschen kann's nur recht sein, wenn der uns und unserer Industrie wohlgesinnte asiatische Herrscher wieder im Sattel sitzt.

### Ein Wassertraktwert in der Indischen Wüste

Eine große Senkung in der Indischen Wüste, sechs bis sieben Autostunden von Kairo entfernt, will Dr. Ball, Direc- tor des Wüstenvermessungsamts der ägyptischen Regierung, für ein großes Stromlieferungs- und Bewässerungswerk benutzen, das den ganzen Kräftebedarf Ägyptens befrie- digen und weite Strecken heute nicht anbaufähigen Landes urbar machen soll — ein Unternehmen, dessen Wert für das überfüllte Land, wo heute die gesamte Einwohnerschaft in dem schmalen Niltal zusammengedrängt ist, kaum zu über- schätzen ist. Dr. Ball hat diese Senkung, die so allmählich abwärts führt, daß sie mit blohem Auge kaum wahrneh- mbar ist, erst bei der Landesaufnahme durch genaue Mes- sungen festgestellt. Sie liegt zu einem großen Teil fast fünfzig Meter unter dem Spiegel des Mittelmeers. Das Tief wäre noch nicht gefüllt wenn der Nil zwölf Jahre lang hineinfließen würde. Diese Senkung soll nun durch Ka- näle mit dem Mittelmeer verbunden wer- den. Diese müßten für den größten Teil der 64 Kilometer langen Strecke übertunnelt und möglicherweise vollständig ausbetoniert werden. Das würde die Hauptkosten der An- lage verursachen. Die Tunnels würden wohl die größten der Welt. An der Stelle, wo das Meerwasser über den fünfzig Meter tiefen Fall in die Senkung hineinstürzt, sollen Turbinen aufgestellt werden, um die Wasserkraft in elek- trischen Strom umzusetzen. Nach Dr. Balls Berechnung können auf diese Weise 160 000 Pferdestärken gemonnen werden. Das würde nicht nur ausreichen, um den Bedarf der Industrie, der Eisenbahnen und der Beleuchtung zu decken, sondern noch genügend Kraft übriglassen, um durch Pumpstationen zwei Millionen Morgen heute unkultivier- ten Landes im Norden zu bewässern und anbaufähig zu machen. Da in dieser Wüstenhöhe täglich 36 Millionen Tonnen Wasser verdunstet würden, kann die gleiche Menge im Tag in die Senkung hineingelassen werden, ohne daß eine Ueber- schemmungsgefahr besteht. Wenn die Anlage einmal fertiggestellt ist, würde ihre Unterhaltung nur geringfügige Beträge erfordern sie würde für Jahrhunderte bestehen und könnte nach Bedarf erweitert werden.